

(Nachdruck verboten.)

29

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

In jenem Tage war Jordan im Redaktionsjaale damit beschäftigt, eine Tageschronik zu vollenden. Er hatte sich frühzeitig eingefunden, um ungestört zu arbeiten, und brach auf, während es vier Uhr schlug; dann ging er auf den Bureau-dienner Dejoie zu, welcher beim Schein der breiten Gasflamme, die trotz des strahlenden Zunitages brannte, den soeben gebrachten Anszettel gierig durchlas, von dem er zu allererst Kenntnis nahm.

„Sagen Sie mal, Dejoie, ist Herr Jantrou soeben gekommen?“

„Ja wohl, Herr Jordan.“

Voll Unbehagen schwannte der junge Mann eine kurze Weile. Mitten in den schwierigen Anfängen seines glücklichen Haushaltes waren alte Schulden störend aufgetaucht, und trotz des Glücksfalles, der ihm bei diesem Blatt für seine Arbeiten Absatz geschafft hatte, befand er sich damals in sehr peinlicher Geldklemme, zumal auf seinen Gehalt Beschlagnahme gelegt war. Heute noch mußte er einen neuen Wechsel bezahlen, wenn er nicht seine paar Möbel versteigert sehen wollte. Zweimal bereits hatte er den Chef vergeblich um Vorstoß gebeten; dieser hatte sich hinter die über Jordans Gehalt erfolgte Beschlagnahme verschauzt.

Nichtsdestoweniger faßte er seinen Entschluß und trat an die Thüre heran, als der Bureau-dienner bemerkte:

„Aber Herr Jantrou ist nicht allein.“

„So? . . . Wer ist denn bei ihm?“

„Mit Herrn Saccard ist er gekommen, und Herr Saccard hat mir ausdrücklich gesagt, ich dürfe nur Herrn Suret herein lassen, den er erwartet.“

Durch diese Frist erleichtert atmete Jordan auf, so peinlich waren ihm alle Geldforderungen.

„Schon recht! Ich will meinen Artikel zu Ende schreiben; teilen Sie mir mit, wann der Chef zu sprechen sein wird!“

Wie er sich zum Gehen wandte, wurde er von Dejoie zurückgehalten, der vom höchsten Jubel übersprudelte.

„Wissen Sie schon, daß die Universelle jetzt auf siebenhundertundfünfzig steht?“

Mit einem Wink bedeutete ihm der junge Mann, wie sehr ihm dies gleichgültig sei, und kehrte dann in den Redaktionsjaal zurück.

Fast täglich kam Saccard so nach der Börse in das Zeitungslokal und bestellte sogar häufig Leute in das für ihn reservierte Zimmer, wo ganz besondere und geheimnisvolle Geschäfte verhandelt wurden. Obwohl Jantrou eigentlich nur Chefredakteur der „Espérance“ war, in welcher er politische Aufsätze in einem sorgsam geglätteten und blumenreichen Gelehrtenstile schrieb, dessen „reinsten Attizismus“ selbst seine Gegner erkannten, war er doch Saccards geheimer Unterhändler, das gefügige Werkzeug der mißlichen Arbeiten.

Unter anderm hatte Jantrou rings um die Universelle ein weitumfassendes Neklamewesen eingerichtet. Unter den kleinen umhervuchernden Börsenblättchen hatte er sich etwa zehn ausgesucht und angekauft. Die besten darunter waren das Eigentum zweideutiger Bankhäuser, deren höchst einfache Taktik darin bestand, die Blättchen für zwei bis drei Frank jährlich abzugeben, ein Betrag, der nicht einmal die Kreuzbandkosten deckte; den Ausfall brachten sie wieder ein, indem sie mit dem Gelde und den Papieren der durch das Blatt herbeigelockten Kunden an der Börse handelten. Unter dem Anschein, bloß die Börsenkurse und die gezogenen Losnummern, sowie sämtliche den kleinen Rentnern nützlichen technischen Mitteilungen zu veröffentlichen, ließen sie allmählich unter der Gestalt von Empfehlungen und Ratschlägen Neklame-Artikel einschleichen, zuerst ganz bescheidene und gemäßigte, bald aber maßlose Artikel von unversfrorener Schamlosigkeit, welche den Min in die Reihen der gläubigen Abnehmer hineinwehten. Aus dem Haufen der zwei- bis dreihundert Börsenblättchen, von denen Paris und Frankreich ausgebeutet wurden, hatte sein bewährter Spürsinn bald diejenigen herausgefunden, die noch nicht allzu viel Schwindel

getrieben hatten und in der Achtung nicht gar zu sehr gesunken waren. Aber er ging mit dem großen Plan um, die „Cote financière“ anzukaufen, ein Blatt, welches zwölf Jahre unentwegter Redlichkeit hinter sich hatte. Nur drohte eine derartige Redlichkeit sehr teuer zu kommen, weshalb er denn auch wartete, bis die Universelle über größere Mittel verfügte und in einer Lage sich befände, in der auf einen letzten Posaamentstoß das bekäubende Siegesgeläute einsetzt. Seine Bemühungen waren übrigens nicht bloß dahin gegangen, eine gehorsame Schar solcher Fachblätter um sich zu sammeln, die in jeder Nummer die Herrlichkeit der Saccardschen Operationen preisen mußten. Auch mit den großen politischen und literarischen Zeitungen hatte er Vereinbarungen getroffen und unterhielt in denselben fortlaufende lebenswürdige Notizen und lobende Aufsätze zu so und so viel pro Zeile, während er bei neuen Emissionen durch unentgeltliche Ueberlassung von Aktien an die Redaktion sich die Mitwirkung dieser Blätter zu sichern wußte. Daneben wurde unter seiner Leitung Tag für Tag in der „Espérance“ der Feldzug weiter geführt, aber kein brutaler Feldzug aufdringlicher, gewaltthätiger Zustimmung, sondern mit Auseinandersetzungen, ja mitunter sogar mit Einwendungen und Demängelungen untermischt, um sich langsam des Publikums zu bemächtigen und ihm nach allen Regeln der Kunst den Hals abzuschneiden.

Heute schloß sich Saccard mit Jantrou ein, um über die Zeitung zu reden. Im Morgenblatt hatte er einen Aufsatz Surets mit so übertriebenen Lobhudeleien gegentüchlich einer Tags zuvor von Rougon gehaltenen Kammerrede gefunden, daß er in heftigem Zorn nunmehr den Abgeordneten erwartete, um sich mit ihm gründlich auseinanderzusetzen. Glaubte man denn, er sei von seinem Bruder befoldet? Wurde Suret dafür bezahlt, daß er die Richtung des Blattes durch rückhaltlose Veränderung der geringsten Handlungen des Ministers in Mißkredit brachte?

Bei Erwähnung der „Richtung“ des Blattes zeigte sich ein sümmes Lächeln auf Jantrous Lippen. Im übrigen hörte er die Klagen sehr gelassen an und beschaute seine Nägel, da ja das Gewitter nicht auf seine Schultern herabzugehen drohte. Mit seinem Cynismus eines von allen Idealen zurückgekommenen Literaten hegte Jantrou die vollkommenste Verachtung für den literarischen Teil, für die Seiten eins und zwei der Zeitung, in denen auch seine eignen Aufsätze gedruckt wurden; erst beim Anzeigenteil geriet er in Bewegung. Funkeknagelnen ging er jetzt einher, mit einem eleganten, knapp anliegenden Gehrock, an dessen Knopfloch der Blumen schmuck einer grellfarbigen Ordensschleife prangte; des Sommers trug er einen dünnen, hellen Ueberrock über den Arm geworfen, Winters hüllte er sich in einen Pelz für hundert Louisd'or; ganz besondere Sorgfalt verwendete er auf seine Kopfbedeckung und trug stets tadellose, spiegelblanke Chylinderhüte. Dabei wies seine Eleganz einzelne Lücken auf; man hatte den unbestimmten Eindruck einer unter der strahlenden Hülle vorhandenen Unreinlichkeit, jenes alten Schmutzes des heruntergekommenen, vom Lyceum zu Bordeaux nach der Pariser Börse geschlenderten Gymnasiallehrers.

Als Saccard wieder „die Richtung“ des Blattes erwähnte, winkte er ihm mit der überdrüssigen Miene eines Mannes ab, der nicht gerne mit überflüssigen Aufregungen seine Zeit vergebend. Er wollte nunmehr von ernstern Geschäften reden, da ja Suret auf sich warten ließ.

Seit einiger Zeit ging Jantrou mit ganz neuen Neklameplänen um. In erster Linie beabsichtigte er, über die in Aussicht genommenen großen Unternehmungen der Universelle eine Flugschrift von etwa zwanzig Seiten zu schreiben, aber mit dem spannenden Interesse eines kleinen Romans und in dramatischem, allgemein verständlichem Stile. Mit dieser Flugschrift wollte er die Provinz überschwemmen, selbst in den fernsten Dörfern sollte man sie unentgeltlich verteilen. Hierauf plante er die Gründung einer Agentur für finanzielle Korrespondenzen, die einen Börsenbericht zusammenstellen und in autographierten Abdrücken an hundert der besten Zeitungen der Departements versenden sollte, welche dieses Bulletin unentgeltlich oder um einen lächerlichen Preis geliefert bekämen. So würde man bald eine mächtige Waffe in Händen haben, eine Macht, mit welcher alle gegnerischen Bankhäuser rechnen müßten. Jantrou, der Saccards Art wohl kannte, blies ihm

seine Gedanken so lange ein, bis dieser sich dieselben aneignete und derart erweiterte, daß sie thätiglich zu einer neuen Schöpfung sich auswuchsen.

Die Minuten verflossen; beide Männer hatten die Verwendung der Actiamegelder für das kommende Vierteljahr, die an die großen Zeitungen zu zahlenden Zuschüsse erledigt, soviel die Summe, womit das Schweigen des gefährdeten Preßsofates eines feindlichen Hauses erkaufte werden sollte, nebst dem bei der Versteigerung der Ammoncenseite eines sehr alten und hochgeachteten Blattes zu nehmenden Anteil festgesetzt. Aus ihrer Verschwendung, aus all diesem dergestalt nach allen vier Himmelsrichtungen für lauter Lärm hinausgeschleuderten Gelde sprach vor allem ihre grenzenlose Verachtung des Publikums, die Verachtung geschäftskundiger Männer für die krasse Unwissenheit der leichtgläubigen Heerde, welche die verwickelten Börsenoperationen so wenig begreift, daß bei den schamlosesten Vorkäufen die Vorübergehenden Feuer fingen und ein Regen von Millionen herabging.

Mittlerweile suchte Jordan die letzten fünfzig Zeilen zu seinen zwei Spalten. Da wurde er durch Dejoie gestört, der ihn herausrief.

„Aha,“ sagte er, „Herr Zantron ist jetzt allein?“

„Nein, Herr Jordan, noch nicht . . . Ihre Frau Gemahlin ist aber da und fragt nach Ihnen.“

Mit großer Besorgnis stürzte Jordan hinaus. Seit einigen Monaten, seitdem die Néchain ausgespürt hatte, daß er unter seinem wahren Namen bei der Espérance Mitarbeiter war, wurde er wegen der einmaligen seinem Schneider gegebenen sechs Wechsel von je fünfzig Frank von Busch förmlich gehetzt. Die ursprüngliche Summe von dreihundert Frank, welche diese Wechsel betrug, hätte er am Ende noch aufgebracht; was ihn aber zur Verzweiflung brachte, das waren die ungeheuren Unkosten, welche die Gesamtsumme der Schuld auf siebenhundertunddreißig Frank, fünfzehn Centimes gesteigert hatten. Inzwischen hatte er eine Vereinbarung getroffen und sich zur Zahlung von hundert Frank monatlich verpflichtet; da dies aber über seine Kräfte ging und sein junger Haushalt dringendere Bedürfnisse hatte, so kamen jeden Monat neue Kosten hinzu und steigerten die Widertätigkeiten bis zur Unerträglichkeit.

Um diese Zeit stand er wieder vor einer akuten Krise.

„Was ist denn los?“ fragte er seine Frau im Wartezimmer.

Sie hatte keine Zeit, um zu antworten, die Thüre zum Zimmer des Hauptredakteurs wurde heftig geöffnet, und Saccard trat heraus.

„Was ist denn das, zum Teufel, Dejoie?“ rief er; „wo bleibt denn Herr Suret?“

Verblüfft stotterte der Bureaudiener:

„Aber, geehrter Herr, er ist noch nicht da, ich kann ihn doch nicht schneller kommen lassen!“

Saccard schloß fluchend die Thüre wieder zu und Jordan konnte seine Frau, die er in eines der Nebenzimmer geführt hatte, jetzt ungestört ausfragen.

„Was ist denn los, mein Schatz?“

Die sonst so fröhliche und mutige Marcelle, das kleine, rundliche und brünette Fräulein mit den lachenden Augen und dem blühenden Mündchen in dem heiteren Gesicht, welches selbst in schwierigen Stunden von Glück erzählte, war offenbar ganz verstört.

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Die große Expropriation, oder schlimmer noch: Emission, die alljährlich zweimal in den Großstädten sich vollzieht, und allzu mild mit dem harmlosen deutschen Worte „Umzug“ bezeichnet wird, ist nun wieder überwunden. In Berlin, so sagt man, ist die Möbelwagen-Revolution heuer größer denn je zuvor gewesen. In der That, bis in die Nacht hinein sah man die Habseligkeiten der unglücklichen Umzügler auf der Straße stehen und die „Ziehmämer“ schleppend abgearbeitet, halb bewußtlos, in automatischer Gewöhnung die schweren Stücke in den dunklen Hausflur treppauf. Es giebt kaum eine schlimmere Arbeitsüberbürdung als die der Möbeltransporteure in den Tagen um Ostern und Michaelis. Sie werden zu lebenden Elevatoren, die ohne Unterlaß die schweren Lasten heben, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Tag für Tag, ihre Hände werden rißig und wund, ihre Rücken gekrümmt, sie schleppen wie im Taumel, und nur der Alkohol vermag ihre verjagenden Glieder und Kerven immer aufs neue aufzupeitschen.

Alle Särden der Revolution und Entseignung, die von den Federhelden — ihre Feder sind Messer — der kapitalistischen Ordnung den Philistern vor die Nase gehalten werden, verbleiben vor der Hummerajerei solchen Umzugs- und Ziehmaschinesen. Man feiert die Segnungen des eignen Heims, die Wunderwirkungen des eignen Besitzes — nun, auf einen einzigen Gebietswinkel hin, — liegt Euer Eigentum auf der Straße und Euer Heim wirkt Euch die Treppe hinunter. Kein Stück bleibt bei dem andern. Die staubigen Winkel speien ihren zerlegenden Trödel aus. Der armelige Hausrat des Proletariats, der auf Hand- und Hundefuhrwerk befördert wird, verwandelt sich in das gleiche öde Gerümpel wie die „harmonische Zimmereinrichtung“ des Millionärs, dessen materialisierter Geschmack im Diebstahlwagen fortgeschafft wird. Vor dem Tod und dem Umzug ist alles gleich. Er bedeutet die Aufhebung aller Schönheit und aller Keuschheit. Es weht ein Leichengift von den dekorativen Kunstwerken wie von der jämlichen Fichtenholz-Kommode. Zerfetzte Lappen hüllen alles ein. Die Best des behaglichen Heims zerfällt in Staub und Moder.

Und diese fürchtbaren, chronischen Umwälzungen werden hervorgerufen durch das Machtgebot einer Spielart von Staatsbürgern, die keine Fürsten oder Weltmarktschälle sind und doch Heim und Habe willkürlich zu zerstören vermögen. Sicherlich, kein selbständiges und unheimlicheres Züchtungsprodukt hat die kapitalistische Rechtsverfassung hervorgebracht als jenes rätselvolle, unbegreifliche, mythologische und grausame Wesen, das man mit einem jovial täuschenden Unschuldswort „Hauswirt“ nennt.

Der Wille des Hauswirts ist das höchste Gesetz. Er raffelt mit dem Schlüssel und Du bist obdachlos, er zuckt mit den Augenbrauen, und Deine Habseligkeiten zerfallen rollend und rummelnd in Trümmern. Der Wille des Hauswirts — das ist die Expropriation, das ist das chronische Romadentum, das ist der ewige Krieg.

Seine tödliche, umstürzende, allbezwingende Waffe aber ist ein Stück Papier, das mit unzähligen, dunklen, geheimnisvollen Sätzen angefüllt ist, und jeder Satz enthält tausend Ausfallsthore der Lüge und Tyrannei. Man nennt das Stück Papier einen Mietkontrakt, und wer es unterschreibt, gerät in den qualvollen Stand eines Mieters, welcher nichts andres ist als die wandelnde Verlöcherung sämtlicher strafbarer Handlungen, so zwischen Himmel und Erde auszubedenken sind. Das Opfer eines Mietkontrakts ist der Inbegriff, die Quintessenz und das Elgier aller erzwungenen Strafbarkeit. Der biedere Mephistopheles war ein dummer, gutmütiger Teufel gegenüber einem modernen Hauswirt. Er begünstigte sich damit, daß man ihm die Seele verschrieb und verschaffte dem Schuldner dafür noch einen ewigen Kaufschilling an Genüssen und Wohlthun. Der Hauswirt verlangt mehr als die Seele, er verlangt Deine Möbel, Dein Geld, Deine Zukunft, er läßt sich alle Deine irdische Seligkeit verschreiben, und dafür bietet er Dir nichts wie die Pflicht, daß Du Dir seine Launen gefallen lässest, die Gelübde ablegst des Gehorams, der Gerächlosigkeit und der Erhaltung und Verbesserung der Dielen, Wände, Thüren, Ofen. Ferner darfst Du keine Kinder haben, und wenn Du sie dennoch hast, so müssen sie taubstumm und an Händen und Füßen gelähmt sein. Dafür bist Du aber gehalten, Dir jegliche Mietssteigerung gefallen zu lassen, und so Du nicht magst oder kannst, so fliegst Du aus dem kontraktmäßigen Paradies heraus. Bist Du aber gar frech und unbotmäßig, zahlst Deine Miete nicht oder weigerst Dich, zerprüngene Stocherde zu erneuern, so mußt Du ohne weiteres das Total verlassen, der Kontrakt ist jäh zerrissen, Deine Habseligkeiten aber bleiben dem Vermieter und Du hastest ihm obendrein in Zeit und Ewigkeit mit Deinem ganzen Vermögen und Einkommen für den Schaden, den er Dir angerichtet. Bedenke wohl, daß Du in dem Augenblick, in dem Du das Rechtsverhältnis eines Mieters eingehst, zum Universalverbrecher wirst, der nicht nur der bürgerlichen Ehrenrechte, sondern aller Rechte überhaupt verlustig geht.

Ich beabsichtige eine mehrbändige „Psychologie des Hauswirts“ als neues kritisches System des Kapitalismus zu veröffentlichen und habe deshalb in den letzten Jahren einen langwierigen praktischen Kursus über die Rechte der Vermieter und die Schuld der Mieter durchgenommen. Ich traf es sehr gut, mein Hauswirt war ein ideales Exemplar, an dem man alle Feinheiten des bürgerlichen Gesetzuchs und seiner edelsten Specialität, des durch den Mietkontrakt gegipfelten Mietsrechtes ausführlich und grenzenlos studieren und erleben konnte. Ich muß zur Erläuterung vorausschicken, daß mein Vermieter in einem staatlichen Bureau täglich ein hochpolitisches Atteststück abschrieb und insolgedessen Zeit und Kraft hatte, sich seinem Hauswirtsamt mit Energie und Ausdauer zu widmen. Außerdem war er leberleidend, wodurch er es ermöglichte, sein Vermieteramt durch Anwendung eines starken, überhärmenden Temperaments zu betriebl.

Unser Verhältnis begann in einer seltenen Herzlichkeit und Gemüthsympathie. Im Kontrakt hatte er die Verpflichtung aufgenommen, daß er alle notwendigen Reparaturen der Wohnung ausführen wolle. Bei meinem Einzuge beehrte er mich, daß es für mich hauptsächlich notwendig sei, Ruhe vor Handwerkern zu haben und die Behausung in der alten historischen Schönheit unberührt zu erhalten. Die Notwendigkeit sah ich denn auch ein, und so unterblieben die stürzenden Reparaturen. Von Stund an lachte eine ewige Sonne über unsren Beziehungen: Nichts trübte den Frieden. Allerdings erhob sich von Zeit zu Zeit von dem Garten her nächstlichertweil die Best. Auch die dichtesten Vorhänge verhiinderten nicht den Einbruch der Gestirns-Resistenz in unser friedliches Heim. In unserm bisher kanalisationslosen Vororte bezeichnet man diesen Vorgang

mit dem technischen Ausdruck „Jauchzen“. Das „Jauchzen“ entsteht bei dem Ausräumen der Gruben. Wer verschwendend ist, leistet sich die geruchlose Entlastung mittelst Maschine. Wer sparsam ist, läßt die Jauche einfach in den Garten fließen.

Mein Hauswirt war natürlich kein Verschwender. Und so stand er Nächstens und „jauchte“ höchstselbst — daß unsere Nasen sich bogen. Ich bewunderte solchen Fleiß, schon weil er ein Argument gegen die Nüchternheit über den sozialistischen Zukunftsstaat ist. Wenn ein Mann, der Tags hochpolitische Alten abschreibt, schon im Gegenwartsstaat Nichters Kloaken reinigt und zwar ohne Maschine, wer wird die Thätigkeit in der technischen Vollendung unsres Zukunftsstaates scheuen!

Sonst aber schwelgten wir in Harmonie. Da geschah eines Tages etwas Ungeheuerliches. Plötzlich fiel aus der Dede des Treppenhofs ein Stück Mörtel. Niemand wird sich darüber wundern, daß ein rechter Hauswirt das Bedürfnis fühlt, sich den Schaden von einem Mieter erweisen zu lassen. Ebenso ist es nicht erstaunlich, daß mein Junge dazu ansetzen wurde, daß derjenige zu gelten, der die Dede mit einer Stange mitwillig verlegt hatte. Er war es aber zufällig, sehr zufällig, nicht. Das konnte bewiesen werden: Erstens leugnete er es entschieden, und der Knabe lügt nicht. Zweitens konnte er sein Alibi nachweisen. Und drittens wurde durch Sachverständige festgestellt, daß das Stück Mörtel nicht herausgeschlagen, sondern herausgefallen sei. Als mein Onkel mir trotzdem in einem wunderbar schön geschriebenen Altschriftstück ausführlich auseinandersetzte, daß ich unbedingt den Schaden ausbessern lassen müßte, antwortete ich höflich: Ich fühle mich nicht verpflichtet, ihm auf meine Kosten sein Haus auszubauen.

Ich weiß nicht, ob der Mann meine Höflichkeit mißverstanden hatte. So viel ist gewiß, daß sein Anblick seit jener Zeit, sobald es mich gewahrte, eine Farbe annahm, als wäre es in den Kellern einer Feuerstätte eingetaucht. Außerdem verfeinerte sich in wunderbarer Weise sein Gesicht- und Hörsinn. Wenn einer meiner Sproßlinge im Garten seiner Freude an diesem jammervollen Dasein in angemessener Weise Ausdruck verlieh, erschien der Herr der Alten mit qualvoll verzerrter Miene am Fenster und klopfte Ruhe. Kletterte mein Fleiß und Blut an einen der Obstbäume empor, denen die Eigentümlichkeit inne wohnte, daß ihre Früchte nie reif wurden, weil sie vorher verworren, so schrie eine Kommandostimme schrill sie an, so daß die Meinigen erschreckt noch ein paar Nester höher pflanzten.

Daß auffälligste aber war, daß seitdem im Garten die Stacheldrähte zauberhaft aus der Erde wuchsen. Die Anlage wurde zu einem wahren Musterlager aller möglichen Stacheldraht-Sorten. Und die weitere natürliche Folge war, daß ich meinen Lieben wöchentlich zweimal neue Garderobenstücke lausen mußte. Die alten hingen in den Stacheln.

Dazwischen ereigneten sich noch zahlreiche andre Begebenheiten, deren Schilderung im einzelnen zu weit führen würde. Das Ergebnis von alledem war dann, daß ich noch vor dem Kündigungs-termin mit Schimpf und Schande aus dem Kontrakt gestochen wurde.

Jetzt aber wurde der Boden vulkanisch. Grauenvolle Katastrophen bereiteten sich vor. Das ist die Geschichte vom Gasbadeofen, die im weiteren Verlaufe schließlich beinahe dazu geführt hat, daß ich bis zu fünf Jahren Gefängnis und Ehrverlust kriegte.

Ich bitte meine Leser, acht Tage lang ihre Kerben zu stählen. Dann werden sie fähig sein, die Geschichte ohne allzu große Gesundheitsgefährdung zu vernehmen. —

Joe.

## Kleines feuilleton.

11. Blaue Anemonen. So früh sich der Winter eingestellt hatte, der uns im November schon seine ganze Strenge fühlen ließ, so früh ist er auch wieder gewichen. Fast volle vier Wochen früher als im Vorjahre begann heuer das Grün an Sträuchern und Bäumen hervorzubrechen. In den letzten Tagen des Februars erblühten in den Laubwäldern der weiteren Umgebung von Berlin, z. B. bei Zintenlung, bereits die ersten blauen Anemonen, Leberblümchen genannt, zu einer Zeit also, wo sonst erst die Schneeglöckchen ihren Kampf mit dem Winter siegreich bestanden haben. Scharf heben die dunkelblauen Sternchen sich von dem braunen vertrockneten Buchenlaube ab. Liegt eine Beziehung in dieser Weißhinsichtbarkeit oder ist es absichtsloses Spiel der Natur? Die Beziehung ist vorhanden. Die Blumen sollen gesehen werden, zwar nicht gerade vom Menschen — der tritt, vom Anemonenstandpunkte aus gesehen, nur als zerstörender Schädling auf, wenn er eifrig sein Sträußchen bindet — aber von fliegenden Insekten, die den Blütenstaub von Blüte zu Blüte tragen sollen. Für diese fliegenden Gesellen allein sind die blauen Blumen „erschaffen“, ihnen zu Liebe muß die leichte Sichtbarkeit gewahrt bleiben. Nun ist gar kein Zweifel, daß blaue Blumen auf grünem Nasen nur sehr schwach wirken und schlecht gesehen werden. Auf dem fahlen, gelbbraunen Laube aber, das den eintönigen Teppich unter den Buchen bildet, heben sie sich prächtig ab. Bald treten auch die weißen Windröschen auf, die sich scharf wieder von den blauen Blumen abheben und dann die gelben Windröschen, die den Farbenspielraum vervollständigen. So ein bunter Waldteppich bietet dem Insektenauge zahllose Zielpunkte, die

nicht verfehlt werden können. Will man diese lebhaften Farben über dem düsteren Boden erklären, so braucht man keine bewußte Absicht, nichts Ueberirdisches zur Aushilfe heranzuziehen. Natürliche Auslese hat unbewußt ihr Spiel getrieben. Pflanzen mit unauffälligen Blüten werden von den Insekten schlecht gesehen und daher vernachlässigt; ihre Blüten bleiben unbefruchtet und sie müssen austreiben. Sollen solche Pflanzen dennoch vorkommen, so müssen sie auf einen andren Faktor gestimmt sein, als auf das farbenempfindliche Auge loderer Fluggeßellen. Das ist der Fall bei Haselsträußern und Erlen, bei Birken und andren sogenannten Rädchenblütern oder Windblüthern, die ihre unscheinbaren männlichen Blütenköpfe jetzt und späterhin an den schwachen Zweigen zahlreicher Nester herabhängen lassen und dem Winde verkaufen. Wahlos streicht er durch das Geäst, unberührt um die Farben, wahlos trägt er den Blütenstaub durch die Büsche, mit leiserem Rauhen vollbringt er sein Werk, auf daß Haselnüsse, Bucheckern und andres Waldgesäme uns und die Eichhähnen später erfreuen.

Eine andre Anpassung der bunten Blüten im ersten Frühjahr im Buchenwalde ist eine Anpassung an die Jahreszeit. Wenn die Buche einmal belaubt ist, bildet sie schattige Hallen, in die nur spärlich Lichtstrahlen eindringen können. Da können lichtfröhliche Blumen nicht gedeihen, also heißt es, den ersten Frühling wahrzunehmen, wenn die noch fahlen Buchenäste die liebe Sonne ungehindert ihr Lichtspiel auf den fahlen Boden zeichnen lassen. —

— Der Hausfrieden. In englischer Sprache führen wir gewöhnlich den Satz an, der ein Stück Rechtsgefährte verkörpert und die Unantastbarkeit des Hauses ausspricht: My house is my castle. Wir thun damit heimischen Rechtsquellen unrecht, die längst jenem Gedanken klare Fassungen gegeben haben. Wir wollen kein Aufhebens davon machen, daß Cicero viele Jahrhunderte vor dem Sohne Alkions in der Rede für sein Haus den auf religiöser Grundlage ruhenden Schutz des eignen Hauses betonte. Dennoch fehlte der antiken Kultur der scharfe Begriff des Hausfriedens, weil unter südlichem Himmel Römern wie Griechen das Haus mit seinem schützenden Dach nichts so Wertvolles sein konnte wie den Germanen im unwirtlichen Norden. Die altösterreichischen Stadtrechte erinnern schon in der Form, in der sie dem Hausrecht Ausdruck geben, an den englischen Spruch, wie das Gebot der Stadt Hainburg beweist: „Wir wollen auch, daß einem jeglichen Bürger sein Haus seine Feste sei.“ In lateinischer Sprache will das Stadtrecht von Enns, daß jedem Bürger sein Haus „pro munitione“ sei, und nicht nur ihm, sondern auch seinen Hausgenossen, jedem Flüchtling und überhaupt jedem, der eintritt. Das mittelalterliche Haus glich mit seinen starken Mauern schon von außen einer Festung; aber sein bester Schutz war doch nicht Stein und Graben, sondern der Rechtsgedanke des Hausfriedens. In seinem Hause soll jeder Frieden haben, wäre es auch nur mit einem Seidensaden umfungen oder umhangen, oder, wie es an andern Stellen der Weistümer heißt: „Wäre es halt nur mit einem Zwirnsfaden umfungen.“ Diese alten Rechtsfassungen, genannt Weistümer oder Taidinge, sind vor einigen Jahren in einer Reihe stattlicher Bände im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden. So mannigfaltig nun der Inhalt dieser Fassungen ist, so findet sich doch eine Uebereinstimmung gerade in der scharfen Betonung der Unantastbarkeit des Hauses, der Eiden vor Verletzung des „Friedens“, den sein Inneres genießt. Selbst der Fronbote, der das Rauchhuhn als Abgabe einfordert, soll „es also still holen, daß er den Hahnen auf dem Gatter nie erschrecke, noch das Kind in der Wiegen nie erwecke“. Unerbittlich sind die Strafbestimmungen gegen denjenigen, der in den Frieden des Hauses eindringt, und als Friedensbrecher gilt bezeichnenderweise schon, wer am Fenster oder innerhalb der Dachtraufe lauscht, „was man im Hause redet“. Wer so beim „Rosen“ vom Hauswirt ertappt wird, darf strafflos getötet werden. Höchstens hat der Rächer seiner Hauschre auf des Erschlagenen Leib zur scheinbaren Buße drei Pfennige zu legen, „alsdann hat er ihn gegen der Welt gebüßt“. Zuweilen wird noch aufgetragen, den Leichnam in das nächste Wagengeleise zu schleppen und dort liegen zu lassen. Dies ist eine jener Förmlichkeiten, an denen das germanische Recht so großen Gefallen findet. Einige Rechte schreiben indes ein vorsichtigeres Verfahren für den Hauswirt vor: er soll, ehe er „hinaus sticht auf den ungemeldeten Mann“, dreimal rufen: „Wer steht da?“ Verboten ist es auch, jemand zu Kaufhandel und Streit aus dem Hause zu „fordern“ oder jemand in seinem Hause zu „ängstigen mit verpöndenden Worten oder andern Dingen, er sei reich oder arm“; so heißt es in den Gerechtigkeiten des Stiftes Seitzgentreu. In weingegneten Gegenden, wo die Hausluft zu Hause war, mochten solche Strafbestimmungen weise wie das Zwölfstafelgesetz sein. Wie sich der Hausfrieden auf die Personen der Hausbewohner bezog, so ist seine ungestörte Erhaltung ihre Ehre. Die Hauschre ist so sehr ein Attribut des deutschen Hauses, daß sie sogar in der Sprache der Rechtsquellen mit dem Hause gleich behandelt wird: „Wer auch den andern in diesem Gericht Tags oder Nachtes außer seiner Hauschre freventlich fordert oder heisset, der soll es büßen.“ —

(„Kölnische Zeitung.“)

## Theater.

Neues Theater. „Pelleas und Melisande“. Dramatische Dichtung in fünf Akten von Maurice Maeterlinck. — Märchenhafter, feierlich schöner, als sie hier vor den Augen vorüberzogen, wird auch des Dichters Phantasie die Bilder dieses Märchen-dramas nicht geträumt haben. Der Wald im Abendrot; der weiße, leis plätschernde Marmorbrunnen; die weiten Gemäcker des Schlosses; der mondbeschienene Garten; die Terrassen, von denen

man weit hinaus schaut über den Fluß nach den waldigen Bergketten des Hintergrundes; die dunklen Verließe mit den mächtigen, eisenbeschlagenen Thorflügeln, die der Förtner kaum zu öffnen vermag; die dämmernde Felschlucht, aus deren Tiefen ein unterirdischer See tödlichen Giftbauch sendet, das Meerestade — was Form und Farbe auf der Bühne nur vermögen, war gesehen, um diese visionäre Welt uns lebhaft vorzugabern. Statt des gewöhnlichen, schwerfälligen Vorhangs, der den Blick so unermittelt abschneidet, senkte sich nach jeder Scene ein leichter Gazeschleier herab, hinter dem man wie im Nebel die Gestalten langsam verschwinden sah. Ein veredetes Orchester spielte die Musik, die Vermaun zu dem Stücke komponiert hat. Mit großem Feingefühl war auch die Darstellung im Sinn des bildhaft stimmungsvollen Eindrucks abgetönt. Etwas still Verhaltendes, Geheimnisvolles lag über den Reden und Gebarden. Kaum daß an irgend einer Stelle diese Einheit des Stils, die in dem Hörer das Bewußtsein der Distanzen wahr erhielt, während durchbrochen wurde. Ganz ausgezeichnet in ihrer schlichten, kindlichen Innigkeit war die Melisande des Fräulein Lucie Höflich und der gütig weise, alte Märchenkönig Reinhardts.

Und doch, trotz alledem, die Dichtung wirkte nicht. Man wird müde von all der Stimmung. Die primitive Einfachheit, wenn sie ihren Gegenstand zu voller fünf Akten ausspannt, verliert im Bühnenrahmen ganz notwendig ihren Reiz. Und vollends unerträglich sind die ewigen Verwandlungen. In kleinen und kleinsten Brocken wird einem die Speise zugeteilt, zum Beispiel: Im Wald trifft Golaud, der Königssohn, die verirrte Melisande. Sie erschrickt, doch auf sein Witten willigt sie ein, ihn zu folgen — der Vorhang fällt. Dem König liebt die Königin das Schreiben Golauds vor, daß er die Fremde zu seinem Weib erkoren. Den König wundert und betrübt die Nachricht. Hätte das noch Pelleas, der jüngere Sohn, gethan! Aber Golaud, der Ernste, dem schon das Haar ergraut?! Doch wer will ankämpfen gegen ein vorher bestimmtes, unentrinnbares Schicksal? — der Vorhang fällt. Am Meeressufer steht die Königin mit Pelleas und der jungen Schwieger-tochter. Sie sehen weit draußen ein Schiff und sprechen miteinander, daß die Nacht stürmisch und wild werden wird. Die Königin entfernt sich, Pelleas reicht Melisande die Hand, um sie zu stützen — der Vorhang fällt. Pelleas und Melisande plaudern an dem Marmorbrunnen vor dem Schlosse. Melisande beugt sich über den Rand; aber nicht mit den Händen, nur mit dem langen goldenen Haar laim sie das Wasser erreichen. Sie zieht Golauds Ring vom Finger, der springt, als sie ihn spielend in die Luft wirft, in das unergündlich tiefe Wasser — der Vorhang fällt. So geht es weiter. Man sieht Golaud, wie ihn die Kunde von dem verlorenen Ringe in unbestimmte Angst treibt, wie er die beiden auf der dunklen Terrasse und dann nachts in dem Garten bei Melisandes Fenster überrascht, dann — wiederum durch einen Scenenwechsel getrennt — wie er sein Kind empfangt, damit es spähe, was Melisande und Pelleas im Zimmer thun. Es ist ein fortwährendes Ausspannen und Abreissen des Fadens, eine Zerstückelung in lauter einzelne, durch Zwischenpausen weit getrennte Momentbilder, die jeden ruhigen Genuß des Ganzen zerstört. Ein Drama — aufgelöst in „lebende Lieder“; hier paßt das Sätzwort Verbannt. In dem Wahnsinn seiner Eifersucht mißhandelt Golaud die Gemahlin vor dem König, und fast hätte er den arglosen Bruder hinterriß von den schlüpfrigen Klippen in die giftigen Wasser hinabgestoßen. Pelleas will von dem Schlosse fort. In dem Brunnen, wo sie vor Monden geplaudert, trifft er zum letztenmal mit Melisande zusammen. Es ist Nacht, laut rasselnd schließen sich die Thore hinter ihr. Und während sich die Liebenden umschlungen halten, sehen sie Golaud mit dem langen Schwert heranschleichen. So erwarten sie ihn. Er ersticht den Bruder und treibt mit seinem Schwerte Melisande zum Schlosse. Sie stirbt an einer kleinen Wunde, die er ihr säug. Schweigend, ein menthülltes Geheimnis, scheidet sie; ein Kind, das sie am Tage ihres Todes geboren, bleibt als Pfand zurück. Der Mörder aber, dem sie verzeiht, wird nie erfahren — und dieser Zweifel ist ihm die martervollste Qual — mit welcher Art von Liebe, ob rein ob sündig, sie den jungen Bruder liebte.

Die dramatische Form ist viel zu anspruchsvoll für diesen Inhalt, der ganz in lyrischer Anschauung und Empfindung aufgeht. Wir summen bei der Aufführung immer die wunderbaren Verse Heines durch den Kopf:

Es war ein alter König,  
Sein Herz war jäher, sein Haupt war grau  
Sie mußtten beide sterben.  
Sie hatten sich viel zu lieb.

Das ist im Grunde auch die Geschichte von Pelleas und Melisande, der Duft, die Stimmung, die uns ihr Schicksal hinterlassen soll. Aber wie weit bleibt hier doch dieses Drama hinter dem Gedicht zurück! —

**Kunst.**

— 11. Die siebente Kunstausstellung der Berliner Seceffion wurde am Sonnabend unter starkem Andrang des Publikums eröffnet. Der Vorsitzende Max Liebermann wies in seiner Eröffnungsrede auf die Verluste hin, die die Vereinigung in letzter Zeit — besonders durch den Streit mit der Münchener Seceffion — erlitten hat. Ob gerade die neun Künstler des Münchener Vereins „Scholle“ und die andern, die sich andererseits der Seceffion angeschlossen haben, die Lücken auszufüllen vermögen, wird noch genauer

zu prüfen sein. Wichtiger erscheint es, daß durch die ganze Ausstellung ein frischer Zug geht. In den letzten Jahren beschlich wohl den aufmerksamen Beobachter ein Gefühl, als wäre ein Stillstand in der Entwicklung der Malerei eingetreten, und eine Unsicherheit über die einzuschlagenden Wege schien bei den meisten zu herrschen. Diese Ausstellung ist wieder „Seceffion“ im besten Sinne des Wortes. Man sieht unter den jüngeren deutschen Malern neuen Wagemut und ein selbständiges Aufgreifen von malerischen Problemen, zu denen die moderne Entwicklung führt. Es ist dabei kein Schade, daß wieder mehr Wiber geeignet sind, einen lebhaften Streit der Meinungen hervorzurufen. Und man wird auch nicht den Vorwurf gegen die Seceffion erheben, daß sie — wogegen Liebermann sich vertahrt — einseitig nur eine Richtung pflege, die auf den Errungenschaften des französischen Impressionismus fußt und auf diesem Wege weiterzukommen sucht. Es ist doch nun einmal so, daß man, je öfter man die Versuche auf andern Wegen beobachtet, um so fester die Ueberzeugung gewinnt, daß darin die beste allgemeine Grundlage für eine Fortbildung gegeben ist. Man begrüßt es daher auch mit Freuden, daß die Leiter der Seceffion es sich immer wieder zur Aufgabe machen, auf diese Vorbilder der Bahnbrecher, der Manet, Monet und Pissaro, hinzuweisen. Abgesehen von den Franzosen, die diesmal reichlicher vertreten sind als sonst, sieht man weniger Ausländer als in den Vorjahren. Dem verdienstvollen Italiener Segantini sind für ein Triptichon von grandiosen Alpenscenerien die Ehrenplätze im ersten Saal eingeräumt; von dem alten Holländer Josef Israels sieht man drei ergreifende Bilder. Neue Namen fielen unter den deutschen Malern bei dem ersten flüchtigen Ueberblick nicht auf, wohl aber, wie angedeutet, neue Rüge bei bekannten. Darüber sich ein Urtheil zu bilden, wird jedoch erst nach einer sorgfältigeren Betrachtung möglich sein. Die Ausstellung beschränkt sich in diesem Jahre auf Oelgemälde, da alle andern Techniken in den Winterausstellungen vereinigt werden; die Zahl der Werke ist daher noch kleiner als sonst. Sehr gering ist auch die Anzahl der plastischen Werke. —

**Humoristisches.**

— Regimentskommando-Befehl. „Während der Karwoche versammeln sich die diensthabenden Herren Offiziere vor der Kirche hinter der Kirche, nach der Kirche aber vor der Kirche — und zwar an geraden Tagen die ungeraden, an ungeraden Tagen die geraden Kompagnien — vormittags mit der höheren, nachmittags mit der niederen Nummer im ersten Gliede.“ —

— Gemüthlich. Fremder (der etwas ins Beschwerdebuch eintragen will): „Sagen Sie mal, werden denn die Beschwerden auch gelesen?“

— Oberkellner: „O ja, wenn sie recht originell und fidel abgefaßt sind, haben die Gäst' n Mordspass d'ran!“ —

— Stoßseufzer. Chemann (nach einer hässlichen Scene): „Ach, der Schiller hätte schreiben sollen: „D'r um prüfe ewig, wer sich bindet!““  
(„fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Die „Neue Welt“ beginnt heute mit dem Abdruck von Ludwig Thoma's Bauerngeschichte „Die Hochzeit“. Ein Teil unserer Leser kennt den Autor bereits als Dramatiker, anderen hat der lustige Peter Schlemihl des „Simplicissimus“ schon viel Vergnügen bereitet; ihnen allen und den anderen wird auch der Erzähler gefallen. Ja, aber, der Dialekt! Keine Angst! Er ist sehr gleichmäßig geschrieben. Nur eine Spalte herzlich heruntergelesen, und es geht wie geschmiert. Thoma hat das Honorar, das wir ihm bieten konnten, für eine arme Arbeiterfamilie bestimmt. Gut ab, Ihr Großköpfe der Literatur! —

— In Wien ist seeben ein litterarischer Verein gegründet worden, der es sich zur Aufgabe macht, seinen Mitgliedern alljährlich zwei bis drei nicht im Buchhandel erscheinende Bände „Denkmäler der deutsch-österreichischen Litteratur von den Tagen Maria Theresias bis auf die neuere Zeit“ zu Gebote zu stellen und ein Litteratur-Archiv für Handdrucken, Nachdruckpapiere und festene Drucke zur Geschichte der deutsch-österreichischen Dichtung und Kultur zu schaffen. —

— „Der Fremde“, ein Einakter von Friß Lienhardt, wird noch in dieser Saison im Schauspielhause in Scene gehen. —

— Ueber „Jidus' Tempelkunst“ wird am Montag Wilhelm Spohr in Cohns Hefen (Beuthstr. 10) sprechen. —

— Die Künstlervereinigung „Polhgon“ eröffnet noch in diesem Monat eine dauernde Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe (Potsdamerstr. 27a). Der Eintritt ist frei. —

— Ein zweiter Kunstertziehungstag soll Ende September in Hamburg oder in Weimar zusammentreten; man wird sich mit den Fragen der Erziehung zum Verständnis der Dichtkunst beschäftigen. —

— Eine ethnologische Studienreise zu den unbekanntesten Indianerstämmen des Amazonenstrom-Quelegbietes tritt Dr. Theodor Koch am 21. April an. Die Forschungsreise wird im Auftrage des Museums für Völkerkunde ausgeführt. —